

## *Die Leiche haut ab*

Sterben ist das Letzte. Für jeden. Deshalb kommt der Friedhof erst zum Schluss. In den meisten Biografien. Wenn überhaupt. Bei mir nicht. Denn einen durchaus beachtlichen Teil meines Lebens habe ich auf Friedhöfen verbracht. Na ja, nicht verbracht – ich hatte dort beruflich zu tun. An rund 1653 Tagen. Ein ganzes Jahr hat bekanntlich gerade mal 365 davon.

Nun sind Bestattungserfahrungen in der Regel ernster Natur. Manche machten mich derart betroffen, dass ich froh war, auf dem Friedhof vorneweg gehen zu dürfen, damit niemand meine Tränen sehen muss. Jeder einzelne Abschied verdient Respekt. Jede Ansprache sollte so unverwechselbar sein, wie der oder die Verstorbene es war, ob nun ein geliebter Mitmensch oder ein ungeliebter Schuft. Mit Bedacht lässt sich das fast immer hinkriegen, ohne heucheln zu müssen oder sich zu verbiegen. Aber längst nicht alles hat man in der Hand, geschweige denn im Griff. Auch nicht als bestens vorbereiteter Pfarrer.

Da sage ich: „Wir sind dankbar, dass Frau L. immerhin 74 Jahre alt wurde.“ Zischt ein Zwischenrufer: „Schön wär’s!“ Tatsächlich waren es glatt zehn Jahre weniger, im Bestattungsformular falsch berechnet, von mir ungeprüft übernommen. Oder: „Sie sind der einzige Sohn der Verstorbenen.“ Höhnische Stimme von hinten: „Ach nee, und was ist mit mir? Hast mich wieder mal totgeschwiegen, Bruderherz.“ Da war also

noch ein zweiter, im ausführlichen Vorbereitungsge-  
spräch mir glatt vorenthaltener Sohn. Mit dessen An-  
reise hatte wohl niemand gerechnet.

Dann und wann ergreift ein Ergriffener selbst das  
Wort. Dabei schleicht sich in der Ergriffenheit schon  
mal eine eigentümliche Satz- und Sinnbildung ein.  
So wie diese: „Nun hat meine liebe Frau Gott zu sich  
genommen.“ Katholiken könnten darin immerhin  
eine Anspielung auf die Sterbesakramente erkennen.  
Nur war die liebe Frau eben gestandene Protestan-  
tin. Bemerkenswert auch der Nachruf auf jenen kaum  
40-Jährigen, dessen Chef dem im Sarg ruhenden Ver-  
blichenen beteuerte, er sei „auf dem Wege der Besse-  
rung verstorben“. Oder jene tüchtige Krankenschwe-  
ster, die „vielen von uns fehlen wird, nachdem sie als  
versierte Pflegekraft plötzlich zu Gott gerufen wurde“.  
Ein himmlischer Notfall? Jedenfalls ein klarer Aufstieg.

Im Berliner Bezirk Neukölln muss man höllisch auf-  
passen, nicht am falschen Ort zu landen. Dort gibt  
es den alten und den neuen Thomasfriedhof, den al-  
ten und den neuen Jakobifriedhof, den alten und den  
neuen Michaelsfriedhof. Unseligerweise liegen alt und  
neu in keinem Fall einträchtig nebeneinander.

Das kann erhebliche Folgen haben, die ich eines Ta-  
ges zu spüren bekam. Rechtzeitig finde ich mich auf  
dem alten Thomasfriedhof ein. Mein Auto musste ich  
in einiger Entfernung zum belebten Herrmannplatz  
parken. Ich begrüße die Friedhofssekretärin. Hinter  
ihrem Durchgangszimmer liegt der „Umkleideraum  
Pfarrer“, wie das Türschild informiert. Ich schlüpfe in  
meinen Talar, knöpfe ihn zu und will mich sammeln.  
Es bleiben noch fünf bis sechs Minuten. Durchs Fen-  
ster sehe ich die gegenüberliegende Kapelle. Die Tür ist

zu, Angehörige sind noch nicht zu sehen. Ich durchschreite erneut das Vorderzimmer und sage in Richtung der emsig tippenden Verwaltungsdame: „Merkwürdig, so ruhig alles. Ist doch gleich elf.“ Ohne auch nur aufzublicken, bemerkt die derart Angesprochene: „Nö, is normal. Wir haben heute keine Feier.“ „Waaas?“ Ich bin entsetzt. „Und das sagen Sie mir jetzt? Ich bin bereits umgezogen.“ Aufreizend gelangweilte Erwiderung: „Tja, wenn die Herren Pfarrer immer die Friedhöfe verwechseln ... Wird wohl auf dem neuen Thomas sein, die bestatten heute.“

Mein Entschluss steht fest. Ich stürme im Talar nach draußen, ich renne zum Straßenrand und setze mit erhobenem Daumen das untrügliche Tramperzeichen. Keine zehn Sekunden später quietschen Bremsen. Es hält ein LKW mit offener Ladefläche, auf der sind alte, vielleicht auch neue Klos geladen. WCs! Ich will diese zwiespältige Mitfahrgelegenheit noch vorbeiwinken, da tönt eine heisere Basstimme aus der bereits geöffneten Tür: „Na los, Sie, komm Se rin mit Ihre orjinelle Aufmache.“ Mir bleibt keine Wahl. Eine Minute vor elf Uhr. Der richtige, nämlich der neue Thomasfriedhof liegt etwa einen Kilometer weiter. Der Fahrer pflegt seelenruhig seine Belustigung. „Sind Sie 'n echter Pfarrer?“ „Ja, und ich habe in dieser Minute eine Feier zu halten. Bitte fahren Sie zügig zum nächsten Friedhof.“ „Astrein so was. Ham Se ne Panne?“ Während ich dem neugierigen Chauffeur das Wie und Warum erläutere, kommt der richtige, der neue Thomasfriedhof in Sicht. Die Kapelle liegt direkt an der Straße, sodass unsere Anfahrt der versammelten Trauergemeinde nicht verborgen bleibt. Auch nicht, welcher Art Gefährt ich fertig angezogen im Talar hastig und mit einem knappen

„Danke“ entsteige. Während ich hinter mir noch rufen höre: „Jerne ooch mal ne längere Tour, Herr Pfarra“, hält mir der herbeieilende Bestatter schon vorwurfsvoll seine Armbanduhr entgegen und fragt mich süffisant: „Das war doch nicht etwa Ihr neuer Dienstwagen?“ Aber nach dem kleinen Irrsinn eben gilt meine Konzentration jetzt der Trauergemeinde. Bei allem gebotenen Ernst meine ich in einigen Gesichtern ein leichtes Grinsen auszumachen.

Ansonsten konnte ich stets rechtzeitig an Ort und Stelle sein. Sogar, als ich auf der Berliner Stadtautobahn in einen längeren Unfallstau geriet. Mein Ziel, das Krematorium Wilmersdorf, war schon in Sichtweite. Als sich auf der Standspur eine Polizeistreife mit Blaulicht nähert, halte ich sie an. Es entwickelt sich folgender Dialog: „Helfen Sie mir bitte rasch hier raus!“ „Was fällt Ihnen ein? Das woll’n sie alle.“ „Lebt Ihre Mutter noch?“ „Zeigen Sie mal Ihre Papiere.“ „Wenn Sie jetzt da drüben im Krematorium Ihre Mutter beerdigen müssten und die Feier würde ausfallen, weil kein Pfarrer erschienen ist ...“ Pause. Abrupter Stimmungs- und Stimmwechsel: „Sie folgen uns jetzt bitte auf der Standspur. Wir lotsen Sie zur Ausfahrt.“ An diesem Tag bejahte ich den Spruch: Die Polizei – dein Freund und Helfer.

Am schlimmsten sind Bestattungen ohne Angehörige und Freunde. Meist sind das Sozialbestattungen. Der Staat zahlt das unvermeidliche Minimum von Urne und Verbrennung. Aber sonst: keine Feier, kein Blumenschmuck, keine Kerzen, keine Orgel. Mich macht diese verordnete Entwürdigung jedes Mal wütend. Also zünde ich, falls Angehörige kommen, selber Kerzen an, ich schwinde mich zu einem Choral an

die Orgel, lese Verheißungsworte der Bibel und nehme den Verstorbenen freundlich ins Gebet. Manchmal kommt nicht ein einziger Mensch zum letzten Abschied. Dann bitte ich die Friedhofsleute für einen Moment in die Kapelle. Ich bin nie enttäuscht worden. Sie verstehen das. Einmal sagte einer: „Ick warte lieber draußen.“ Da bekam er zu hören: „Du jehst mit, Kalle. Sonst lassn wir dir ooch alleene, wenn du denn ma dran bist.“ Kalle ist mitgegangen.

Spektakuläres ereignete sich nach einer größeren Feier. Der reich geschmückte Sarg wurde aus der Bergkapelle getragen und auf dem Sargwagen platziert. Während die Gemeinde sich dahinter sortierte für den Gang zum Grab, liefen die Träger nochmals in die Halle, um Kränze und Blumen herbeizuschleppen. Derweil aber setzte sich unbemerkt der Sargwagen gemächlich in Bewegung. Er nahm auf der abschüssigen Strecke Fahrt auf. Plötzlich der laute Aufschrei eines Trägers: „Achtung, die Leiche haut ab!“ Umgehend ließen er und seine Kollegen sämtliche Kränze und Blumen fallen, vergaßen alles Feierliche und rannten im schönsten Galopp, um den enteilenden Sargwagen einzufangen und dann zu stoppen. Es gelang ihnen. Ich musste mich für einen Augenblick umdrehen, um unter dem Schutz meines Talars innerlich laut aufzulachen. Das soeben erlebte Szenarium war an Tragikomik nicht zu überbieten.